Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage
zur
Deutschen Rundschau

Nr. 170. Bromberg, den 28. Juli 1931.

Die Sporck'schen Jäger.

Roman von **Richard Skowronnek.**

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

„Da ist keiner dazwischen, dem ich's zutrauen möchte. Passionierte Weidmänner sind sie alle, laufen in jeder freien Stunde auf die Jagd. Außerdem aber lauter ehrliebende junge Männer, die da wissen, was sie ihrem Rocke und Stande schuldig sind. Und ich möchte sagen, sie hängen alle viel zu sehr an mir persönlich, als daß sie es fertigbekämen, mir einen solchen Kummer anzutun."

Frau Brinkmann klappte ärgerlich das dicke Buch zusammen. „Gewiß, aber nicht, wenn's dabei um die Jagdpassion geht! Die ist manchmal schlimmer als das Kartenspielen und die Liebe, und du selbst hast mir ja oft genug erzählt, wie viele Leutnants schon im Jägerbataillon wegen Wilderns um die Ecke gegangen sind."

„Na ja", meinte der Oberstleutnant ein wenig kleinlaut, „aber wen soll ich mir nun da aus der Liste meiner Leutnants herausgreifen? Ich gebe dir die Versicherung, in dieser ganzen Zeit hat sich nicht das Geringste zugetragen, was mir gestatten würde, auf irgendeinen von ihnen auch nur einen bestimmten Verdacht zu werfen. Also gib dich zufrieden, mein Kind, es ist dabei wirklich nichts weiter zu machen, als ruhig abzuwarten." Er wollte sich unter dem Vorwande einer dringenden Arbeit in sein Zimmer zurückziehen, aber seine energische und kluge Gattin blieb hartnäckig, hielt ihn am Rockärmel zurück.

„Ah, nein, lieber Adalbert, sondern es muß gehandelt werden, und zwar sofort, ohne jede Verzögerung. Besprich dich mit deinen vier Hauptleuten oder beruf' eine Offiziersversammlung, was du für besser hältst, ist mir gleich. Aber irgend etwas muß doch geschehen, damit du vor dem Kommandierenden wenigstens sagen kannst: Exzellenz, ich kann gegen mich selbst nur in bedingtem Maße einen Vorwurf erheben, ich habe das meinige zur Ermittlung des Schuldigen getan!" Und sieh mal", fuhr sie dringlicher fort, „der Forstmeister Rüdiger muß doch irgendeinen triftigen Grund haben, sonst wäre er auf seinen alten Verdacht nicht wieder zurückgekommen? Was du mir vorhin aber sagtest, ist kein Beweis. Im schlimmsten Falle würde es nur dafür sprechen, daß der Wilderer es versteht, mit geradezu raffinierter Schlauheit seine Spur zu verwischen und seine Umgebung zu täuschen."

„Es ist gut," sagte der Oberstleutnant und klingelte nach Säbel und Mütze. „Ich glaube ja noch immer, wir ängstigen uns mit einem selbstgeschaffenen Gespenst, aber schließlich bin ich's dir und mir schuldig, die Hände nicht in den Schoß zu legen. Vielleicht ist's manchmal ein Fehler, wenn man selbst zu anständig ist. Man setzt dann immer bei allen andern die gleiche Gesinnung voraus."

„Ja," erwiderte Frau Brinkmann eifrig, „bis man unliebsam vom Gegenteil überzeugt wird!" Und sie wartete, bis der Gatte das Haus verlassen hatte, um sich dann selbst zu einem eiligen Ausgange zu rüsten. Nach der Anciennität der Verheirateten im Offizierkorps konnte sie ungefähr ausrechnen, wo der Forstmeister mit seinem Töchterchen auf der Besuchsreise wohl zu treffen wäre. Dort aber gedachte sich ihm so energisch zuzusetzen, bis er einsah, daß es bei der ganzen leidigen Angelegenheit auch um das Schicksal des eigenen Kindes ging! Das war so Männerart, sich blindlings zu verrennen, bis es kein Zurück mehr gab. Da mußte dann eine kluge Frauenhand eingreifen, so lange es noch Zeit war, alles wieder auf den rechten Weg zu führen . . .

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

VII.

Hauptmann Rabenhainer saß in der bequemen Litewka vor seinem Schreibtische, baute mit Hilfe der Generalstabskarte an der Felddienstaufgabe für seine beiden Oberjäger, die morgen im Gelände zeigen sollten, ob sie für die Beförderung zum Vizefeldwebel reif waren. Keinen der gewöhnlichen „Türken", das heißt übungen, die sich schematisch Jahr für Jahr an derselben Stelle wiederholten, und deren Gang der Prüfling jedem älteren Oberjäger abfragen konnte, sondern Aufgaben, die stets etwas Neues brachten, irgendeine kleine überraschung, bei der der zukünftige Offizier zeigen konnte, daß er die wichtigste Eigenschaft eines Führers besaß, nämlich in schwieriger Lage einen raschen Entschluß zu fassen. Während ihm aber sonst die Arbeit an solchen Aufgaben eine besondere Freude bereitet hatte, saß der Hauptmann Rabenhainer heute mißmutig da, zeichnete allerhand Schnörkel auf den Rand der Karte und ließ seine Gedanken ungehindert spazierengehen. überall woanders, nur nicht in dem Gelände, auf dem morgen früh die beiden Oberjäger einander bekriegen sollten.

Und mit einem Male sah er sich vor seinem obersten Kommandierenden stehen, im Waffenrock und Leibbinde, den Tschako in der Hand. Der hohe Herr, der ihm immer ein besonders wohlwollender Vorgesetzter gewesen war, fast ein väterlicher Freund, hob den mächtigen Kopf mit dem kurzgeschorenen weißen Haar.

„Tag, kleiner Rabenhainer, was ist denn los?"

Und er darauf: „Exzellenz werden verzeihen, ich möchte gehorsamst darum bitten, mich, wenn angängig, mit möglichster Beschleunigung in einen anderen Truppenteil zu versetzen."

„Nanu, auf einmal? Und wo brennt's denn? Gefällt es Ihnen nicht mehr in Lenzburg, oder haben Sie mit meinem alten Freund Brinkmann Krach gehabt?"

Na, und da galt es denn, Farbe zu bekennen.

„Keins von beiden, Exzellenz, sondern die Gründe für meine Bitte liegen lediglich in meiner eigenen Person. Ich alter Kerl hab' mich da in eine junge Dame verliebt, sie aber hat sich anscheinend für einen der jüngeren Herren entschieden im Bataillon, und — Exzellenz werden mir das vielleicht nachfühlen — ich möchte nicht als Zaungast bei dem Glück eines anderen stehen. In den engen Verhältnissen ist an ein Aus-dem-Wege-Gehen nicht zu denken."

Da fragte der hohe Herr wohl nicht mehr weiter, ließ sich an dem gegebenen Grunde genügen. Und wenn das

Glück gut war, hatte man in einigen Wochen seine Versetzung in der Tasche. In vierzehn Tagen ging's ja sowieso fort ins Eickstedter Lager zu den Übungen im größeren Verbande, von dort gleich ins Manöver, und man brauchte nur noch ein einziges Mal nach Rohnstein hinüberzureiten, zum Abschied.

Seine Brust hob sich unter einem tiefen Atemzuge: das war nicht nur der bequemste Ausweg, sondern überhaupt die einzige Lösung, wenn er hoffen sollte, je wieder sein inneres Gleichgewicht zu finden. Es schnitt ihm ins Herz, wenn er daran dachte, den grünen Jägerrock da, den er bis auf die paar Jahre in Afrika vom ersten Tage seiner Soldatenlaufbahn getragen hatte, mit irgendeiner Infanteristenuniform zu vertauschen. Aber es ging nicht anders, wenn er sich nicht selbst an eine nutzlose und im letzten Grunde lächerliche Leidenschaft verlieren wollte! . . .

Als er vor wenigen Tagen vom Rohnsteiner Forsthause wieder heimwärts ritt, hatte er sich's gar leicht und einfach vorgestellt, den kurzen Glückstraum zu vergessen. Nichts weiter gehörte dazu als einige Energie und der feste Vorsatz, nicht mehr daran zu denken. Aber mitten im Dienst erwischte er sich bei einem leisen Dahindämmern, oder kostete in der Erinnerung einen seligen Augenblick aus, in dem er einen blühenden jungen Mädchenkörper in seinen Armen gehalten hatte. Und wenn er seinen glücklichen Rivalen vor sich sah, mußte er sich zusammennehmen, um den dienstlichen Ausstellungen nicht eine Schärfe des Tones zu geben, die weit über das einem Vorgesetzten gestattete Maß hinausging. Gewiß, der liebe Gott hatte diesen steifleinenen Infanteristen im Zorn zum Jägeroffizier gemacht, er aber, als ein zur Gerechtigkeit und Selbstzucht neigender Mann, mußte sich sagen, daß ohne die am Herzen fressende Eifersucht sein Urteil vielleicht weniger schroff ausgefallen wäre. Und der Herr von Vahlenberg trug's ihm seltsamerweise nicht nach, suchte im Kasino und auf der Heimkehr von den Felddienstübungen immer seine Seite. Erzählte von seinen Zukunftsplänen und wie angenehm er sich das Leben in Lenzburg einzurichten gedächte. Eine Villa wollte er sich vor dem Stadttor bauen, weil ihm die im Städtchen vorhandenen Wohnungen nicht genügten, fehlte nur noch, daß er erzählte: „Jetzt habe ich auch die passende junge Frau für das neue Haus, die blonde Elsbeth aus Rohnstein hat mir ihr Jawort gegeben!" . . .

Also das war auf die Dauer nicht zu ertragen, es mußte einen Umschwung geben, der ihn aus diesen Verhältnissen herausbrachte. In neuer Umgebung und vor neuen Aufgaben war es vielleicht leichter, zu vergessen und wieder der alte Hauptmann Rabenhainer zu werden, der nichts kannte als seinen Dienst und das ehrgeizige, vorwärtsdrängende Streben . . .

Der Jäger trat ins Zimmer.

„Herr Hauptmann?"

„Was gibt's, Weber?"

„Ein Herr in Zivil ist draußen, ich glaub', der neue Geselle vom Fischer Retelsdorf, und er möchte den Herrn Hauptmann sprechen."

„Hat er nicht gesagt, in welcher Angelegenheit? Oder seinen Namen genannt?"

„Nein, Herr Hauptmann! Ich sollt' Herrn Hauptmann nur das eine Wort ausrichten, was da oben unter dem Schilde steht: Kilimatinde."

Der kleine Rabenhainer sprang auf: „Was hat er gesagt? Kilimatinde?" Und er eilte zur Tür, riß sie weit auf: „Heinrich Kremzow!"

Der Lange in seinem blauen Sonntagsanzuge stand auf dem Vorplatze, drehte ein wenig verlegen den steifen Hut zwischen den rostbraunen Händen, wie ein Paar Ruderblätter so groß.

„Ja, ich, Heinrich Kremzow aus Wittensee, früher freiwilliger Reiter in der Schutztruppe für Ostafrika. Und der Herr Chef werden gütigst verzeihen, wenn ich . . ."

„Unsinn, verzeihen," sagte der Hauptmann Rabenhainer, „herein, herein, du lieber Gast!" Und er strahlte übers ganze Gesicht, als er den unverhofften Besucher an der Hand ins Zimmer führte, auf den Ehrenplatz setzte in dem steiflehnigen Sofa.

„Weber, flink in den Keller, eine Flasche Mosel, von unserm besten, mit zwei Gläsern! Und was wollen Sie rauchen, Kremzow? 'ne Zigarre oder 'ne Zigarette?"

Der lange Heinrich blickte etwas unbeholfen auf seine großen Fäuste.

„Lieber schon eine Zigarre, wenn ich gehorsamst bitten darf. Diese kleinen Papierdinger verbrennen einem bloß die Finger. Kaum, daß man sie angesteckt hat, muß man sie schon wieder fortwerfen."

Da lachte der Hauptmann Rabenhainer auf. Diese klobigen Hände hatten ihm ja vor neun Jahren das Leben gerettet! Und er zeigte auf das Schild an der Wand mit den bunten Federn und dem danebenhängenden Spieß: „Besinnen Sie sich noch, Kremzow?"

Der Lange warf einen flüchtigen Blick darauf.

„Ja, richtig! Das ist wohl schon 'ne Ecke her, seit Herr Hauptmann da drüben diese schwarzen Rebellen zur Räson gebracht haben. Aber ich bin nicht deswegen gekommen. Jeder andere hätte an meiner Stelle wohl dasselbe getan für unsern Herrn Oberleutnant damals. Weil ich gerade am nächsten stand, war ich eben der nächste dazu. Und jetzt — ich bin nämlich bei dem Fischer Retelsdorf in Arbeit — wollte ich doch dem Herrn Hauptmann guten Tag sagen und mich nach seinem Befinden erkundigen."

Dem kleinen Rabenhainer stieg es heiß in den Augenwinkeln empor. Welch ein zartfühlendes Herz barg sich da in dem ungeschlachten Riesen! Das Herz eines Edelmannes, das sich wegen einer vollbrachten Heldentat fast schämte, wenn sie auf dem offenen Markte ausgerufen wurde.

„Es ist gut, Kremzow," sagte er und schüttelte dem Langen die Hand, „wir beide wissen ja Bescheid! Und ich kann mir schon denken, weshalb Sie beim alten Retelsdorf eingetreten sind. Die braune Mike ist ein ganz famoses Mädel, ich gönn' sie Ihnen von Herzen! Aus meiner eingehenden Kenntnis des Städtchens kann ich wohl sagen, sie hält sich anders als die übrigen jungen Damen aus dem Bürgerstande. Wer sie mal heimführt, trägt was Sauberes in sein Haus!"

„Ja", sagte der lange Heinrich, „und deswegen bin ich ja wohl nach Lenzburg gekommen!" Biß die Zähne zusammen und sah zu dem hellen Fenster hinaus auf den niedrigen Turm der Marienkirche mit dem im Sonnenglanze funkelnden Kreuz. „Und weil mir auch von anderer Seite berichtet worden ist, was Herr Hauptmann eben bestätigten . . ."

Der Wein stand in den Gläsern, sie stießen auf die Vergangenheit an und eine glückliche Zukunft. Danach aber vertieften sie sich in ihre gemeinsamen Erinnerungen, fochten noch einmal die wilde Aufstandszeit durch, damals vor jenen neun Jahren in dem fernen Afrika. Sprachen von den heißen Tagen im glühenden Sonnenbrand und den kalten Nächten beim kärglich wärmenden Lagerfeuer, von manchem braven Kameraden, den das böse Fieber ausgelöscht hatte oder ein heimtückisch aus dem Dunkel geschnellter Wildenpfeil. Und beide ertappten sich auf dem seltsamen Heimweh der alten Afrikaner, jener heimlichen Sehnsucht, alle Zivilisation zu verlassen und wieder hinauszuziehen in das Land mit den unendlichen Buschsteppen, den tausend Abenteuern und Gefahren, der Kühnheit und Freiheit. Keine andere Schranke weit und breit als das Gesetz in der eigenen Brust . . .

So sprachen sie allerhand mit leuchtenden Augen, bis die gemeinsamen Erinnerungen ein Ende nahmen, die Unterhaltung bisweilen in Stocken geriet. Und da merkte der Hauptmann Rabenhainer, daß sein Besucher wohl noch zu einem andern Zwecke gekommen war, als nur seinem alten Chef im Vorbeigehen die Hand zu drücken. Der lange Heinrich aus Wittensee griff nach seinem Hute, zur Andeutung gewissermaßen, daß er nun nicht mehr lange stören würde, und sah gedankenvoll vor sich hin.

„Manch einem wär' es besser, er hätt' niemals die Heimat wiedergesehen. Die da drüben liegen in der schwarzen Erde, haben's aus dem Kopf."

„Nanu, Kremzow! 'nem Kerl wie Ihnen kann's doch zu Haus nicht fehlen?"

„Wohl, wohl, Herr Hauptmann, das denkt man so! Aber da gerät man unversehens an ein Mädel. Es gefällt einem, man hängt sein Herz daran, und mit einemmal heißt es, der Platz ist schon besetzt!"

Dem Hauptmann Rabenhainer gab es einen schmerzhaften Stich in der Brust, aber er bemühte sich, seiner Stimme einen leichten Klang zu verleihen.

„Na schön, Heinrich Kremzow, dann schnürt man eben sein Bündel, zieht 'ne Haustür weiter!" Und er dachte an das eigene Versetzungsgesuch, das er vor einer kurzen Viertelstunde beim Bauen der Felddienstaufgaben erwogen hatte. Der Lange auf dem Sofa aber verschränkte die Hände ineinander, preßte sie zusammen, daß die groben Gelenke knackten.

„Wohl, wohl, Herr Hauptmann, hatt' ich mir auch vorgenommen am ersten Tag. Aber auf einmal merkt man, es hat doch tiefer eingehackt, als man dachte, und man weiß sich keinen Rat! Aber nichts für ungut, Herr Hauptmann, ich möcht' dann wohl nicht länger stören!"

„I bewahre", sagte der kleine Rabenhainer, drückte den Gast wieder in seine Sofaecke zurück, „erst müssen wir doch unsere Flasche Wein austrinken!"

Er steckte sich eine neue Zigarette an, von seiner billigen Kasinosorte, und beschloß, in das Gespräch einen Zwischenschlag zu fügen, um der eigenen Bewegung Herr zu werden, und weil er niederdeutsche Art aus langjähriger Erfahrung kannte. Wenn man neugierig fragte, verstockten sie sich, die langen Kerle. Wenn man sie aber ruhig gewähren ließ, schlossen sie ihre Herzen auf. Und er schritt zu dem Korbe am Ofen, in dem die beiden Hunde lagen, und hob den drömelnden Teckel Gräber an der langen Nackenhaut in die Höhe.

(Fortsetzung folgt.)

Flaps, der erfolgreiche Hund.

Eine Geschichte von den Hintergründen des Ruhmes.

Von Anton E. Zischka.

Flaps kam in den Besitz der schönen Anna Stent, weil sie von zwei jungen Männern geliebt wurde und weil sie erklärte, nichts würde sie lieber besitzen als einen der klugen, tapferen und schönen schottischen Terriers, die jetzt so sehr Mode sind. Hall, der eine Bewunderer, war reich und jung, auf seiner Musterfarm züchtete er Rassehunde, Terriers. Ein ganz reinrassiges, wunderbares Tier, das sicher alle Preise gewinnen würde, und für das man ihm eben vergeblich 3000 Mark geboten hatte, wollte er der Angebeteten schenken. Sein Nebenbuhler aber, durchaus nicht reich und durchaus kein Kenner, erriet diesen Plan und schenkte Anna den Flaps. Der junge Mann hatte aus dem Telephonbuch die Anschriften von Züchtern herausgesucht, mit viel Opfern Flaps erworben, 60 Mark für ihn bezahlt. Flaps war treu, er lief gleich auf Anna zu und eroberte mit seinen großen braunen Augen im Sturm ihr Herz. Etwas von dieser Liebe zu Flaps färbte — wie erwartet — auch auf den Spender ab.

Als am Abend nach der feierlichen Hunde-Überreichung Hall kam, fand er ein sich verstehendes Paar und . . . Flaps. Gleich wurde der Besucher um seine Meinung gefragt, und er sollte das Tier bewundern. Nun, Flaps war wirklich ein lieber Kerl . . . aber Rasse, ein Terrier?

Hall überlegte im Augenblick, daß, wenn er die Wahrheit sagte, seine Aussichten bei Anna auf Null sinken würden, daß er als neidisch gelten würde. So lobte er Flaps ein wenig, die dünnen Beine und den gedrungenen Kopf.

Hall ging und dachte einen Plan aus. In zwei Monaten sollte eine große Hundeausstellung stattfinden. Man hatte auch Hall mit seiner Zucht eingeladen. Wenn es ihm gelang, Anna zu bewegen, auch ihren neu erworbenen Flaps auszustellen, dann würde das eine Blamage werden, die sie nie vergessen würde, vor allem nicht dem Schenker, diesem jetzt so bevorzugten Richard Bell.

Es kam die Ausstellung, und Hall brauchte Anna gar nicht erst zuzureden, um Flaps in den Wettbewerb zu bringen. Wochen früher schon hatte sie ihn gebeten, ihr eine Einladung zu verschaffen, die Formalitäten zu erledigen. Hall triumphierte, auch Anna und Richard triumphierten. Denn sie liebten Flaps. Und Liebe macht blind.

Am Abend vor der Schau hatte Richard einen Züchter kommen lassen, um Flaps herzurichten. Bürsten und Haare stutzen, mit Talkum einreiben und was eben so zu tun ist. Der Mann tat schweigend seine Arbeit. Richard ging dann ein Stück Weges mit ihm, und gab nicht Ruhe, bis er die Meinung des Fachmannes hörte, daß Flaps die ärgste Mischrasse, der gewöhnlichste Promenadenhund sei, den der Züchter je hergerichtet hätte. Daß, wenn das Tier mehr als zehn Mark gekostet hätte, der Verkäufer ein Betrüger gewesen sei. Richard fühlte sich nicht wohl . . .

Er fühlte sich noch weniger wohl, als am nächsten Morgen Anna stolz mit Flaps an der Leine, Richard am Arm zur Hundeschau ging. Flaps war schlechter Laune. Man hatte dem Tiere — um es lebhaft zu machen, wie der Züchter sagte — seit 16 Stunden kein Futter gegeben. Der Hund war ganz umsonst um sieben Uhr früh zur Küchentür getrappt; aber vergeblich kratzte und bellte er. Es hieß fasten.

Nun lag er also auf einer Strohmatte inmitten fremder Hunde, und noch immer war keine Spur von Fressen zu entdecken. Anna sah die anderen Tiere an, sie besuchte den Stand Halls, der seinen berühmten Terrier da hatte — eben den, den er nach ihrer Niederlage Anna schenken wollte, zusammen mit dem sicher gewonnenen Silberpokal.

Zehn Minuten fehlten noch bis zum Rundgang der Preisrichter. Anna hatte immer wieder eine Kleinigkeit an Flaps zu richten. Und als sie sein Halsband lockerte und es ihm neu umlegen wollte, da nahm der Hund die Gelegenheit wahr: Mit einem Satz war er von der Matte weg, erreichte die Tür und rannte im Galopp nach Hause zu seinem Fressen. Zuerst waren Anna und Richard gelähmt. Wenn man Flaps nicht rechtzeitig zurückschaffte, schied er aus dem Wettbewerb aus. Richard hoffte inständig, daß dies der Fall sein möge. Anna aber lief ihrem Liebling nach, ein Auto wurde genommen, eine phantastische Jagd begann. Flaps aber trieb der Hunger. Er gewann das Rennen. Laut aufheulend stürzte er zur Küchentür des kleinen Hauses, das Anna bewohnte, kratzte, bellte wie wahnsinnig.

Im Abendblatt der Lokalzeitung stand dann diese erstaunliche Geschichte: „Von einem geheimnisvollen Instinkt geleitet, einem so oft bei hochgezüchteten Tieren wahrgenommenen sechsten Sinn, hat heute vormittag Flaps, ein herrlicher schottischer Terrier, seine Herrin Anna Stent vor großem Schaden bewahrt. Während das Tier bei der Hundezucht-Ausstellung die Preisrichter erwartete, fühlte es plötzlich, daß daheim etwas nicht in Ordnung sei. Der Terrier riß sich los und — obwohl sonst überaus folgsam — jagte trotz aller Rufe dem Hause zu. Hier suchte er sofort den rückwärtigen Eingang auf und lockte durch sein wütendes Gebell Nachbarn und einen Schutzpolizisten herbei. Gerade zur rechten Zeit, um diesem zu ermöglichen, zwei Einbrecher festzunehmen, die mit Silber und Wäsche in beträchtlichem Werte verschwinden wollten. Dank dem Hund Fräulein Stents konnten die Spitzbuben festgenommen und die erbeuteten Gegenstände sichergestellt werden. Leider hat Flaps durch seine Tat seine Beurteilung bei der Schau versäumt und ist so des Preises verlustig gegangen, der ihm sicher zuteil geworden wäre . . ."

Diese Geschichte gefiel der Zeitung der Kreisstadt, und sie bat um ein Bild von Flaps und seiner Herrin. Die Erzählung machte auch auf andere Blätter Eindruck, und so kam Flaps zu elfeinhalb Spalten Berichten, vier Bildern und zur Berühmtheit in der ganzen Gegend.

Halls Wunder an Rasse aber erhielt vier Zeilen in der Fachzeitung des Zuchtvereins. Richard Bell ist nun mit Anna verheiratet, und Flaps darf so ziemlich alles tun, was er will. Er ist ja berühmt.

Eine etwas phantastische Hundegeschichte? Nun, es soll Ähnliches nicht nur bei Hunden vorkommen. — Finden Sie nicht?

Der Josse'sche Sonnenmotor.

Eine umwälzende Erfindung in der Energie-Erzeugung.

Von Eberhard Göschen.

Unter den Kraftquellen der Zukunft nimmt die Sonne, sobald erst einmal eine wirtschaftliche Ausnutzung ihrer auf die Erde gelangenden Energie gelungen ist, einen hervorragenden Platz ein. Dies wird sofort verständlich, wenn

man bedenkt, daß unser Planet Sekunde für Sekunde eine Energiemenge von 600 Billionen Pferdestärken von seinem Zentralgestirn erhält. Eine ungeheure Menge, und doch nur der zweimilliardenste Teil der gesamten, von der Sonne in den Raum ausgestrahlten Kraft. Es ist daher von größter Bedeutung, daß dem russischen Professor Joffe vom aktinometrischen Institut zu Leningrad die Herstellung eines Apparates gelungen sein soll, der das lange gesuchte Problem der unmittelbaren Umwandlung von Sonnenstrahlung in elektrischen Strom endlich löst. Sollte sich diese Nachricht bestätigen, so wäre damit eine Erfindung gelungen, deren wirtschaftliche Auswirkungen sich heute noch gar nicht übersehen lassen.

Bereits vor Joffe gab es eine Reihe sogenannter Sonnenmotoren, sogar schon in praktischer Tätigkeit, die aber keineswegs befriedigen. Sie arbeiten durchweg nach dem Grundsatz, mittels großer, durch Uhrwerke dem Lauf der Sonne angepaßter Hohlspiegel die von dem Gestirn ausgehenden Wärmestrahlen aufzufangen, auf einen wassergefüllten Kessel zu konzentrieren und aus dem so erzeugten Wasserdampfe Energie zu gewinnen. Abgesehen davon, daß derartige Apparate praktisch nur in Gegenden mit dauernder Sonneneinstrahlung, wie in einzelnen Teilen der Tropen, erfolgreich arbeiten können, weisen sie bis heute noch sämtlich den Nachteil erheblicher Unwirtschaftlichkeit auf. Man ist heute durchweg überzeugt, daß sich auf diesem Wege das Problem nicht lösen läßt.

Der russische Gelehrte schlägt nach dem, was über seine Arbeiten an die Öffentlichkeit gedrungen ist, einen ganz anderen Weg ein. Er folgt dem Beispiel des deutschen Forschers Lange, der kürzlich mit Hilfe photochemischer Zellen, die er dem Sonnenlicht aussetzte, elektrische Ströme erzeugte, allerdings von so geringer Stärke, daß an eine praktische Verwendung des Verfahrens zur Kraftgewinnung nicht zu denken war. Joffe hat ebenfalls die photochemische Zelle benutzt, um nach einem Verfahren, über das bislang noch nichts verlautbar wurde, elektrische Ströme von größerer Intensität hervorzurufen. Sollte sich seine Methode, wie von Leningrad aus behauptet wird, auch für die Ausnutzung im großen als geeignet erweisen und zudem wirtschaftlich arbeiten, so ständen wir vor einer Umwälzung in der Energiewirtschaft, wie sie größer und einschneidender kaum zu denken ist. Lassen sich doch alle Kraftmaschinen der Erde allein von der auf die Schweiz entfallenden Sonneneinstrahlung treiben, vorausgesetzt, daß ihre restlose Ausnutzung gelänge.

Bunte Chronik

* **Der Bussard als Brandstifter.** Der große Truthahn-Bussard, der sich kürzlich bei Santa Rosa in Kalifornien ein Huhn zum Frühstück holen wollte, hatte es damit ein wenig eilig. So konnte ihm das Pech zustoßen, daß er eine Starkstromleitung übersah und dagegen flog. Für ihn war die Sache damit erledigt, denn als ein Haufen versengtes Fleisch fiel er brennend zur Erde. Hinter ihm her stürzten aber die durchgebrannten Starkstromleitungen. Sie berührten im Fallen unglücklicherweise einen Drahtzaun, der das Gebiet einer großen Farm umfriedigte. Der Strom pflanzte sich in ihnen fort und setzte eine Reihe von Zaunpfählen in Brand. Innerhalb einer halben Stunde blieb von den wogenden, vierhundert Morgen großen Weizenfeldern nichts anderes übrig als abgebrannte Stoppeln. Gleichzeitig aber griff das Feuer auf zwei andere Farmen über, und weitere 1600 Morgen Weizenfelder wurden vernichtet. Damit noch nicht genug, pflanzte sich das Feuer auf einen Eukalyptuswald fort, den es restlos vernichtete. Erst den vereinten Bemühungen von 250 Feurwehrleuten gelang es, das Feuer einzudämmen und weiteren Schaden zu verhüten. Wie eine Ironie des Schicksals klingt es nun, wenn man hört, daß jenes Huhn, dem der Angriff des Bussards galt, die Katastrophe ohne jeden Schaden überstand.

* **Ein Präsidentengehalt von 65 Zloty jährlich.** Die kleinste Republik der Welt, Andorra, scheint jetzt den ernsten Willen zu haben, sich als wirklich unabhängiges Staatsgebilde zu organisieren. Dieser in den Pyrenäen gelegene Zwergstaat, der seit Jahrhunderten an seine beiden großen Nachbarn, Frankreich und Spanien, Tribute abführen muß, versucht nun, zu einer eigenen Finanzwirtschaft zu kommen, dadurch, daß er zum ersten Male in seiner Geschichte seinen Einwohnern Steuern auferlegt. Jeder Einwohner der Republik wird in Zukunft 1 Zloty pro Kopf seiner Pferde und Kühe und 20 Groschen für jedes Schaf und Schwein an den Staat abführen müssen. Der Große Rat bewilligte nach stürmischen Auseinandersetzungen eine Gehaltsliste für alle Beamten, die bis jetzt ihre Pflichten ehrenhalber und unentgeltlich verrichteten. Der Präsident der Republik wird ein Gehalt von — sage und schreibe — 65 Zloty jährlich erhalten, die Mitglieder des Rates sollen während der Sitzungsperioden sogar 8 Zloty täglich beziehen. Die jährlichen Tribute an Frankreich und Spanien, die 400 bezw. 350 Zloty betragen, bleiben bis auf weiteres bestehen. Auch der Bischof von Urgel in Spanien, zu dessen Diözese Andorra gehört, soll ungeschmälert auch in Zukunft einmal im Jahre 24 große Käse, 6 Schinken und 12 Hühner erhalten.

* **Sumerische Statuen.** Das Britische Museum erwarb vor kurzem für die Summe von 150 000 Mark eine sumerische Statue, die in Mesopotamien, in der Nähe der alten Stadt Lagasch ausgegraben wurde. Alle Statuen, die bis jetzt in dieser Gegend gefunden wurden, stellten entweder den sumerischen König Gudea oder seinen Sohn Ur-Ningirsu dar. Diese beiden Könige regierten im sumerischen Lande ca. 2½ Tausend Jahre v. Chr. Die meisten Standbilder waren aus farbigem Stein gemeißelt und von sehr kleinem Format. Nur zwei Statuen sind lebensgroß. Sie zeigen den König Gudea in voller kriegerischer Ausrüstung. Das vom Britischen Museum erworbene Standbild weist schwere Beschädigungen auf. Der untere Teil der Statue fehlt, der Kopf war abgebrochen und mußte wieder aufgesetzt werden. Es ist bewunderungswürdig, auf welcher hohen Stufe die Bildhauerkunst beim sumerischen Volke, fast 5 Jahrtausende vor unserer Zeit, stand.

* **Eine glückliche Insel.** Auf der Insel Teneriffa, der größten der Kanarischen Inseln, hat auch seit längerer Zeit der Kartoffelanbau Eingang gefunden. Da dort der Boden sehr gut ist, und da sich Wärme und Feuchtigkeit ziemlich gleichbleiben, kann das Land viel besser ausgenutzt werden als bei uns. So bauen die Landleute von Teneriffa in ihren Gärten jährlich viermal Kartoffeln an. Kaum, daß die erste Frucht aus dem Boden genommen ist, wird auch schon mit dem Setzen der zweiten Aussaat begonnen; der zweiten Ernte folgt sogleich die dritte Aussaat und der dritten Ernte die vierte Aussaat.

Lustige Rundschau

* **Pünktliche Leute.** „Seit fünf Uhr warte ich hier auf meinen Mann. Jetzt ist es halb sieben und er ist noch nicht da. —"

„Wann wollten Sie sich denn mit ihm treffen?"

„Vier Uhr."

*

* **Verdächtig.** Hotelkassierer: „Was hat der Engländer gesagt, als er seine Rechnung sah?"

Hoteljunge: „Bis jetzt nichts. Er sucht noch die richtigen Worte im Wörterbuch."

*

* **Gemütlich.** „Ich wünsche nicht, daß Ihr Schatz immer auf den Treppenstufen steht!"

„Nicht wahr, gnä' Frau? Ja, ich habe ihm auch schon gesagt, er soll hereinkommen."

*

* **Nicht verlegen.** „Ich kann Ihnen leider nichts geben, ich habe zuviel arme Verwandte, z. B. meinen Bruder."

Bettler: „Aber Ihr Bruder sagte mir, daß er noch niemals etwas von Ihnen bekommen hätte!"

„Wenn ich meinem Bruder schon nichts gebe, denken Sie, daß ich dann Ihnen etwas geben werde?"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.